

Transgenerationale Weitergabe von Traumata¹

Luise Reddemann

Im Ankündigungstext der Tagung war zu lesen: „Begegnungskompetenz – was macht Profis hilfreich?“ und dass von Profis erwartet wird, „dass sie den Kontext, die Situation, die Lebenslage und die Befindlichkeit ihrer Klienten relativ schnell und differenziert erfassen und einordnen. Dazu brauchen sie Wissen, Erfahrung und Intuition“. Für mich gehört seit längerem das genaue Erfassen der kollektiven und historischen Bedingungen der Lebensgeschichten meiner PatientInnen unabdingbar zu diesen Forderungen.

Lange Zeit war die Beschäftigung mit den Folgen des 2. Weltkriegs für viele ein Tabu. Es ist nicht zu übersehen, dass u. a. diejenigen, die während des Krieges (kleine) Kinder waren, unter diesem Krieg gelitten haben können, so wie überall auf der Welt Kinder unter Kriegen leiden, unabhängig davon, was ihre Vorfahren getan haben, ob sie Täter oder Opfer oder möglicherweise beides waren. Die Psychotherapie und die deutschen Kriegskinder haben sich jahrzehntelang nicht damit beschäftigt, dass die NS-Zeit und der Krieg in ihnen Spuren hinterlassen haben könnten. Genau dies könnte aber wiederum ihren Kindern, den sogenannten Kriegsenkeln zum Verhängnis geworden sein, so dass hier davon ausgegangen werden darf, dass die Kinder der Kriegskinder Traumata übernommen haben (Reddemann 2015). Es geht also nicht zuletzt aus systemischer Sicht um Folgen für die Kinder und Enkel der Mehrheitsgesellschaft nach 1945.

Die Nazi-Täter seien „normale Menschen“, heißt es. Was aber ist in diesem Kontext „normal“? Ich wüsste gerne mehr über ihre frühen Lebensgeschichten. Es war normal im 19. und 20. Jahrhundert, dass Kinder geschlagen wurden, mit Spott überzogen und gedemütigt. Im „Untertan“ von Heinrich Mann lässt sich das nachlesen oder bei Karl Philipp Moritz in seinem autobiografischem Roman „Anton Reiser“. Dieser „psychologische Roman“ stammt aus den Jahren 1785/86! Über 230 Jahre alt ist er also.

Es gibt sehr angesehene Menschen, die bis heute Gewalt und sexualisierte Gewalt verleugnen, wie kürzlich Herr Ratzinger, Bruder des Papstes Benedikt, der jahrzehntelang für die Regensburger Domspatzen zuständig war. Dort wird gerade der Sumpf an Gewalt und sexualisierter Gewalt trocken gelegt. Die Brüder Ratzinger waren während des 2. Weltkriegs sehr junge Männer und wenn man sich *sine ira et studio*, also möglichst ohne Ärger und Eifer, die Äußerungen dieser prominenten Männer an-

schaut, dann ahnt man zumindest, dass für Viele dieser Generation Gewalt „normal“ war. Und ist sie es noch immer?

Die sogenannte Generation Kriegskinder wurde zur 68er Generation. Über sie schreibt Christoph Schwennicke, ein 68er Sohn und heute bei der Süddeutschen Zeitung unter der Überschrift „Mehr geschadet als genutzt – Betrachtungen eines Nachgeborenen“²: „68 hat uns, die heutige 40-plus-Generation, auch noch in seinen Ausläufern erwischt, und, ja, es hat Spaß gemacht. Es hat Spaß gemacht, in der Menschenkette vor den Wiley Barracks in Neu-Ulm zu stehen und gegen die Pershings zu demonstrieren. Es hat Spaß gemacht, weil die Coolen dort hingegangen sind und die tolleren Mädchen auch ... Die 68er waren die Putztruppe, die Nazi-Deutschland ausfegte. Besten Dank dafür. Zugleich aber waren sie der Dreck in der Düse Deutschlands, die durch sie lange verstopft blieb. Ihre Lebensläufe erscheinen inzwischen meist kläglich und erbärmlich, weder zum Vorbild taugend, noch jenseits der paradiesischen Bedingungen des Boom-Deutschland, das ihnen diese Narrenfreiheit bot, überhaupt machbar. ... Die 68er haben ihre Erfolge verklärt und ihr Versagen verdrängt. ... Aber wir sollten milde sein mit ihnen. Milder als sie mit ihrer Vorgänger- und ihrer Nachfolgergeneration. Altersstarrsinn droht schließlich jedem früher oder später. Wir können inzwischen auch milde sein. Denn wir haben sie bald überstanden. Einmal noch kräftig erinnern ...“ Der Text, erschienen im „Cicero“, ist voller Wut, eine Abrechnung, vielleicht darf man es auch „Vatermord“ nennen, jedenfalls ist da kein Mitgefühl.

Mir fiel dann wieder einmal ein, was Bertolt Brecht den Nachgeborenen sagt³:

„Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut
In der wir untergegangen sind
Gedenkt
Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht
Auch der finsternen Zeit
Der ihr entronnen seid.“

Und später fährt er fort:

„Auch der Haß gegen die Niedrigkeit
Verzerrt die Züge.
Auch der Zorn über das Unrecht
Macht die Stimme heiser. Ach, wir
Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit
Konnten selber nicht freundlich sein.“

1) Vortrag für die Arbeitsgemeinschaft für psychoanalytisch-systemische Praxis und Forschung, APF, Köln, anlässlich der Tagung vom 18. bis 19.11.2016 „Begegnungskompetenz – was macht Profis hilfreich?“ am 19.11.2016 in Köln

2) <http://www.cicero.de/berliner-republik/mehr-geschadet-als-genutzt/37949> [Zugriff 19.11.2016]

3) Brecht B (1939) An die Nachgeborenen. In: Die neue Weltbühne, Paris, Ausgabe vom 15.06.1939 (siehe: <http://sunday-news.wider-des-vergessens.de/?tag=die-neue-weltbuehne> [Zugriff 29.11.2016])

Ihr aber, wenn es soweit sein wird
 Daß der Mensch dem Menschen ein Helfer ist
 Gedenkt unsrer
 Mit Nachsicht“.

Und gerade mit der Nachsicht scheint es schwierig zu sein.

Transgenerationale Weitergabe von Erfahrungen aus der einen in die nächste Generation geschieht, wenn „bestimmte Erinnerungen und v. a. auch unbewusste Erfahrungsbestände (...) sowie bestimmte Ideologien, Einstellungen, Werte und Normen oder ein bestimmter Habitus als Element einer Mentalität, einer Handlungsproblematik, einer Denk- und Lebensweise von einer Generation zur nächsten einem ‚Erbe‘ gleich ‚übertragen‘ werden“ (Völter 2008, S. 101). Der Terminus „Generation“ beinhaltet dabei sowohl die Generationenfolge einer Familie als auch von Angehörigen einer Altersgruppe, die aufgrund „derselben historisch-aktuellen Problematik“ (Leonhard 2002, S. 544) ähnliche Verarbeitungs- und Reaktionsmechanismen, Orientierungs- und Verhaltensmuster aufweisen.

Wenn wir an die NS-Zeit und an den 2. Weltkrieg denken – und letztlich auch an den 1. Weltkrieg – dann handelt es sich ja um zum Teil schwere Bürden für die heute Alten, die einerseits selbst traumatisiert waren, aber an die auch von den damals Erwachsenen viel mit Trauma Zusammenhängendes weitergegeben wurde, nämlich ihre Ohnmachtserfahrungen und Todesängste, ihre Schuld und ihre Schuldgefühle, ihre Scham, um nur einiges zu nennen. Und die heute Alten haben es wieder weitergegeben. Der gemeinsame Nenner oder genauer die Basis der Weitergabe von Traumata ist, so wie ich es verstehe, das Unverarbeitete von Entsetzlichem und Erschreckendem und alles damit zusammenhängende Unerledigte. Ich sage nichts Neues damit, dass Vieles dafür spricht, dass Unerledigtes und Unverarbeitetes an nächste und übernächste Generationen überwiegend unbewusst weitergegeben wird und diese belastet, teilweise stark belastet. Meine Schwerpunktsetzung ist vielleicht etwas anders als SystemikerInnen es gewohnt sind. Eine Auseinandersetzung mit selbst erlebten Schrecken der kollektiven Geschichte mag nicht nur individuell zur Klärung beitragen, sondern auch Kindern und Enkeln zugutekommen und den Austausch zwischen den Generationen unterstützen.

Bei der Spurensuche trifft man auf eine ganze Reihe sehr heterogener Phänomene. Das Sich-nicht-erinnern-Müssen – oder -Wollen an die nationalsozialistische Vergangenheit hat für die mehrheitsdeutsche und -österreichische Bevölkerung neben vielen anderen Einflussfaktoren auch damit zu tun, dass viele davon ausgingen, es gebe für sie keine unmittelbare Notwendigkeit, sich mit den Verbrechen des Nationalsozialismus und den Folgen auseinanderzusetzen. Für viele ist dieser Abschnitt der Geschichte tatsächlich nur noch Geschichte, die mit dem eigenen emotionalen Bezugssystem wenig zu tun zu haben scheint. Das erweist sich jedoch zunehmend als

Irrtum, so dass die mehr und mehr private, abgeschottete Familiengeschichte nun doch als eine persönlich wichtige und zugleich politische wahrgenommen wird (Reddemann & Gahleitner 2016).

Nach meiner Überzeugung kann man die Folgen des Krieges in Deutschland nur im Kontext der NS-Zeit angemessen einordnen. In vielen Familien war es üblich über die Kriegsfolgen zu klagen, die Bezüge zur NS-Zeit aber konsequent auszuklammern. Ich habe außerdem die Erfahrung gemacht, dass manche jüngere KollegInnen zu wenige Geschichtskennntnisse haben, um alten PatientInnen verständnisvoll-kritisch beizustehen, und halte es für wichtig, dass diese Kennntnisse erworben werden.

Ich möchte betonen, dass es bei dieser Spurensuche nicht darum gehen darf, die Untaten von Deutschen und Österreichern zu rechtfertigen oder zu beschönigen! Es ist jedoch in den letzten Jahren auch für die historische Forschung immer deutlicher geworden, dass die Festlegung auf Schablonen und allgemein verbindliche Erklärungsansätze Einzelschicksalen nicht gerecht wird; und gerade für uns PsychotherapeutInnen sollte das gelten. Wir schauen mit individuellen Menschen auf ihre Schicksale bzw. die ihrer Vorfahren und wie diese wiederum im größeren Kontext zu verorten sind.

Über die belastenden Folgen des Holocaust für Angehörige der jüdischen Kultur und Religion besteht keinerlei Zweifel ebenso wie für andere Opfer, wie z. B. in Österreich die Kärntner Slowenen. Die Folgeerscheinungen haben sich bis weit in die Nachkommen der Enkelgeneration fortgesetzt. Es sei auf Maja Haderlapps erschütterndes Buch „Engel des Vergessens“ hingewiesen.

Es sollte nicht um eine Gleichsetzung zwischen Opfer- und TäterInnenseite bei dieser offenen Spurensuche gehen, sondern um Verstehen und Verständnis sowohl für die Einen wie die Anderen. Auf dem Hintergrund der Erkenntnisse über die jeweils sehr spezifischen Erfahrungen, die sowohl auf die NS-Zeit zurückgeführt werden können wie auch auf Kriegseinwirkungen und auch noch deren Folgen, ist eine sinnvolle und differenzierte Aufarbeitung möglich. Ich gehe hier jetzt auf einige Befunde in Bezug auf die sogenannten Kriegskinder ein, da hierüber erst neuerdings intensiver nachgedacht und geforscht wird.

Eine wichtige Studie wurde von dem Psychoanalytiker Michael Ermann und MitarbeiterInnen an der Universität München durchgeführt (Ermann & Müller 2006, Ermann 2010). Ermann ist 1943 geboren und erzählt, ähnlich wie der einige Jahre ältere Hartmut Radebold (2015), dass ihm einige seiner Schwierigkeiten erst durch die Verknüpfung mit den kriegsbedingten Erfahrungen als kleines Kind verständlich wurden. Will sagen, dass in den diesbezüglichen Lehranalysen darauf nicht eingegangen wurde. Ähnliches kann ich auch von mir berichten. Die Zeit war einfach nicht reif dafür. Es gilt, dies zu erkennen.

Hier einige Befunde aus der Studie von Ermann: Um die deutschen Kinder, die am Krieg und dessen Folgen litten, hat sich bis auf wenige Ausnahmen niemand gesorgt. Die Auswüchse der schwarzen Pädagogik jener Zeit, die durch Nazi-Ideologien verschärft waren, sorgten dafür, dass Kinder in ihrem Leid nicht gesehen oder gar verstanden wurden. Man dachte, Kinder merken nichts. So wurde uns vermittelt, dass wir den Krieg doch gar nicht erlebt hätten. Das hört sich heute seltsam an, aber in den 40er bis übrigens Ende der 60er Jahre kümmerte man sich wenig um Entwicklungspsychologie und die Vulnerabilität kleiner Kinder. Zudem hatten die Erwachsenen ja selbst den Kontakt zu sich als Kind häufig verloren und hatten Mühe, mit ihren eigenen Belastungen umzugehen. Und die meisten waren bereits durch den 1. Weltkrieg und dessen Folgen belastet, das sollte man nicht vergessen.

Die meisten Kriegskinder, die traumatisiert wurden, erfuhren dies vielfach und anhaltend. Traumatische Auswirkungen hatten zum einen die damaligen Erziehungsgrundsätze sowie natürlich die kriegsbedingten traumatisierenden Erfahrungen, und diese Kinder lebten mit Erwachsenen zusammen, die ihrerseits durch Krieg und Vertreibung traumatisiert waren; und die darüber hinaus auch geprägt sein konnten durch das Zusehen oder sogar ihre Beteiligung an Verbrechen, die im Nationalsozialismus begangen worden waren. Eltern waren also selten in der Lage, auf ihre belasteten Kinder angemessen zu reagieren, falls sie überhaupt bereit waren zu erkennen und anzuerkennen, dass die Kinder belastet waren. Worte wie, stell dich nicht so an, waren sehr weit verbreitet.

Viele der Kinder verloren ihre Väter im Krieg oder diese kehrten als Wracks, die von Alpträumen geplagt waren, von Überlebensschuld und anderer Schuld aus dem Krieg oder aus der Gefangenschaft heim. Außerdem waren sie den Kindern völlig fremd. Es gab die Heimkehrenden, die den Krieg und ihr Soldatentum verherrlichten oder die, die verstummten. Nach Mathias Franz (2006) gab es etwa 2,5 Millionen Halbweisen, also Kinder ohne Väter, und 100.000 Vollweisen am Ende des Krieges. Franz und MitarbeiterInnen konnten zeigen, dass die Vaterlosigkeit sich bis heute hinsichtlich Erkrankungsrisiken im Alter negativ auswirkt und zwar bei Männern und Frauen.

Manche alte Menschen verspüren heute das Bedürfnis, sich mit ihrer Geschichte und der Geschichte ihrer Eltern auseinanderzusetzen. Dies ist nicht etwa eine Frage aufkommender Schwäche, sondern die Annahme und Integration der eigenen Vergangenheit und Gegenwart sowie die Herstellung von Kohärenz und dies gehört ohnehin zu den zentralen Entwicklungsaufgaben des Alters (Coleman 1986). Erinnerungsprozesse stehen im Zentrum dieser Integration und stellen neben der Belastung auch eine große Chance dar, vergangene Erfahrungen rückblickend zu bewältigen. So kann, möglicherweise erstmals, die häufig sich zeigende Kluft zwischen der innerfamiliären und der historischen Realität gewandelt werden.

Die Annahme der geschehenen Realität kann auch eine Einsicht in die Möglichkeiten, aber auch Grenzen der Bearbeitung der vor allem familiengeschichtlichen Erbschaften aus dem Nationalsozialismus und des 2. Weltkrieges bewirken. Werden diese Chancen auf Veränderung fachlich angemessen begleitet und vorhandene Ressourcen unterstützt, können dadurch biografische Bildungs- und Wachstumsprozesse angeregt und ermöglicht werden (Eichborn 2010).

Auch junge Menschen der dritten Generation, die die man heute Kriegsenkel nennt, haben nach einer Untersuchung von Brendler (1997) mit einer Erschütterung des Identitätsgefühls auf die vagen Antworten der Vorfahren reagiert. Heute melden sich einige davon zu Wort. So die Enkelin eines hochrangigen Nazi-Täters, Alexandra Senfft. Nach ihrem ersten Buch „Schweigen tut weh“ ist vor ein paar Monaten ihr Buch „Der lange Schatten der Täter – Nachkommen stellen sich ihrer NS-Familiengeschichte“ erschienen. Beides wichtige Bücher!

Mir als Vertreterin der zweiten Generation ging es ähnlich. Der schwer zu verarbeitende Schrecken über das Menschenmögliche stellte nicht nur mein Vertrauen in die mir nahen Bezugspersonen infrage, sondern in die *conditio humana*. Auch ein lähmendes Grundgefühl, der eigenen Geschichte nicht gewachsen zu sein, kenne ich. Wenn ich inzwischen darüber spreche, hilft es mir, dass auch andere Worte gefunden haben, die mir eine gewisse Distanz erlauben.

Im Kriegskinderprojekt der Universität München ist zu erfahren, wie wenig in den Familien über die Naziverbrechen gesprochen wurde. Geschweige denn, dass Auseinandersetzung im Sinne einer Trauerarbeit stattgefunden hätte, denn es wuchs in Deutschland und Österreich nach dem Krieg eine Generation auf, die die Geschichte der eigenen Eltern aus dem Geschichtsbuch erfuhr. Viele hörten so gut wie nichts von der NS-Zeit durch die Eltern, sehr viel aus Geschichts- und anderen Büchern und von LehrerInnen.

Kinder der Kriegsteilnehmer könnten also regelrecht Schaden genommen haben an den Lügen und Verdrehungen in Bezug auf die NS-Verbrechen und teilweise auch auf den Krieg. Zahlen dazu gibt es nicht. Und, wie wir gehört haben, viele wurden zu Protagonisten der 68er, deren Gewalt und Gewaltbereitschaft bekannt ist.

Gesellschaftliche und historische Bedingungen prägen unsere Identität, ob wir wollen oder nicht, sei es im Widerspruch dazu, aber leider oft genug im Mitgehen, das teilweise nicht einmal bewusst wird.

Eine *Vignette aus meiner Arbeit* mag das konkretisieren:

Ein Mann, Ende 50, erinnert sich an Misshandlungen durch seinen Vater. Er sagt, es gehe ihm, wenn er daran denke, immer noch sehr schlecht. Es ist ihm auch bewusst,

dass Gewalt gegen Kinder in der Nachkriegszeit weit verbreitet war. Im Sicherinnern gerät der Patient unter starken Druck, hat Brechreiz und wird sehr unruhig. Nachdem das Leiden des Kindes, das er war, gewürdigt ist, fühlt er sich einerseits erleichtert, aber jetzt entdeckt er fast unerträgliche Scham und berichtet über seine Not, dass er nicht weiß, welche Untaten sein Vater im Krieg in Russland begangen hat. Er wird ruhiger bei dem Gedanken, dass er jetzt als Erwachsener dieser Geschichte nachgehen kann und dem Kind in sich sagen kann, dass es nicht verantwortlich ist für – mögliche – Verbrechen des Vaters.

Neben vielen anderen könnte es einen Grund geben, dass es den Kindern der Nazi-täter schwer fiel, sich den Tatsachen zu stellen und diese zu akzeptieren. Dazu beziehe ich mich auf eine Theorie des deutschen Sozialpsychologen Montada, *Just World Belief* genannt, die ein Paradigma des Glaubens an eine gerechte Welt, in der die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden, voraussetzt (Montada & Lerner 1998). Wird dieser Glaube durch gegenteilige Informationen erschüttert, treten Abwehrmechanismen auf. Vor allem werden bedrohliche Informationen heruntergespielt oder geleugnet. Nach dem Motto, es kann nicht sein, was nicht sein darf, sprich, dass die eigenen Eltern Schuld auf sich geladen haben. Die Abwehrmechanismen sorgen dafür, dass der Glaube an eine gerechte Welt nicht grundsätzlich erschüttert wird.

Allerdings waren die Informationen, die Täterkinder und Mitläuferkinder zumindest in Deutschland sehr früh erhielten, keineswegs so formuliert, dass sie den Glauben an eine „gerechte Welt“ nicht erschüttern konnten. Und ich wüsste auch nicht, wie das ohne Lügen zu bewerkstelligen gewesen wäre. Wir waren zutiefst verunsichert, umso mehr, als die Eltern ja ganz andere Informationen zur Verfügung stellten. Wem also glauben? Welches Kind würde nicht lieber den ihm Nächsten glauben?

Wer jemals mit Opfern häuslicher Gewalt gearbeitet hat, wird bestätigen, dass es oft kaum möglich ist, die TäterInnen, also meist Eltern oder PartnerInnen, kritisch zu betrachten, man nennt das auch Täter- oder Elternloyalität. Wenn andere sich über die Eltern kritisch äußern, werden diese von den Kindern, obschon diese Kinder Opfer waren, verteidigt. Ein Kind kann es sich innerlich nicht erlauben, seine Eltern – auf diese Art oder wie auch immer – zu verlieren. Nach meiner Kenntnis ist dieser Punkt in der Diskussion und Reflexion über die Kinder der NS-Täter nicht genügend beachtet worden. In jeder Psychotherapie mit Täterkindern könnte es daher hilfreich sein, wenn dieser „*Just World Belief*“ oder nennen wir es hier „*Just Parents Belief*“ mit bedacht wird. Dies könnte auch noch einmal anders erklären, womit es zusammenhängt, dass „wir Täterkinder“ – wie Kinder eben – meist nur gefragt haben, „warum habt ihr das getan, warum habt ihr nichts getan“ und mehr nicht zu fragen imstande waren.

Mit der Katastrophe des Holocaust und der damit zusammenhängenden Schuld sowie der Scham scheinen sehr viele mittels Dissoziation und Spaltung umgegangen

zu sein. Raul Hilberg (1994) berichtet in seinem Buch „Unerbetene Erinnerung. Der Weg eines Holocaust-Forschers“, dass er sogar von jüdischer Seite auf Ablehnung und Ausgrenzung stieß, weil er als Jude die Täterdynamik und das Täterverhalten akribisch untersuchte.

Mich hat der autobiografische Bericht von Hilberg sehr nachdenklich gestimmt mit den Fragen: Wie viel Wahrheit wollen – und können – Menschen verkraften? Und zu welchem Zeitpunkt?

Es könnte wichtig sein, dass wir uns an vielen Orten gemeinsam Momente des Innehaltens gestatten, vielleicht den Beginn eines kollektiven Trauerns, das uns Not täte. Trauern verstehe ich als einen Prozess des Akzeptierens dessen, was war und nicht mehr zu ändern ist, des Schlimmen genauso wie des Guten, woraus ein aufrichtiges Ja zum Leben jetzt resultieren kann, eine Bereitschaft hinzusehen und sich zu engagieren statt zu resignieren.

Es geht darum, die Erinnerung wachzuhalten, achtsam zu sein für lebensfeindliche Tendenzen in unserer Umgebung und in uns selbst. Die größte Kraft, das mitfühlend zu erkennen, kommt, nach allem was ich weiß, aus Freude und Dankbarkeit.

Ein Wort zum Thema Schuldgefühle: Hannah Arendt hat sich dazu geäußert. „Ich habe es immer für den Inbegriff moralischer Verwirrung gehalten, dass sich im Deutschland der Nachkriegszeit diejenigen, die völlig frei von Schuld waren, gegenseitig und aller Welt versicherten, wie schuldig sie sich fühlten, wohingegen nur wenige der Verbrecher bereit waren, auch nur die geringste Spur von Reue an den Tag zu legen. Dergleichen wie kollektive Schuld oder kollektive Unschuld gibt es nicht; der Schuldbegriff macht nur Sinn, wenn er auf Individuen angewendet wird“ (Arendt 1989, S.81f.)⁴.

Welche Schmerzen kann man sich dadurch ersparen, dass man sich der Idee der „Kollektivschuld“ verschreibt? Ich möchte daran erinnern, dass es häufig vorkommt, dass Menschen sich „lieber“ schuldig fühlen, statt sich mit ihrer Ohnmacht und Hilflosigkeit auseinanderzusetzen (auf diesen Punkt weist Hannah Arendt auch hin). Es geht um Trauer und das Betrauern, dass wir auf vielerlei Art eben doch Deutsche sind, viele von uns Kinder der TäterInnen, ZuschauerInnen und MitläuferInnen, das heißt, es geht immer noch um Entidealisierungsprozesse, die weit über sogenannte ödipale und präödipale Konflikte hinausgehen.

4) Dazu auch anregend: Hannah Arendt im Gespräch mit Joachim Fest. Eine Rundfunksendung aus dem Jahr 1964. Lesefassung im Web unter: <http://www.hannaharendt.net/index.php/han/article/view/114/194> [Zugriff 30.11.2016] und als Hörfassung unter: https://www.youtube.com/watch?v=jF_UvHhbZIA [Zugriff 30.11.2016]

Wie erwähnt, verschwieg ja die Mehrheit nach Ende der NS-Zeit, was sie selbst getan oder unterlassen hat, und das, was sie „befürwortet, zugelassen oder auch ohne Einflussmöglichkeiten und doch dem Kollektiv der Verfolger zugehörig geduldet“ hatten (Müller-Hohagen 2005, S. 16). So konnten Scham und Schuld, Trauer und Wut zwischen den Generationen nur selten bearbeitet werden. Wurden aber auf unbewusster Ebene weitergegeben.

Wir benötigen heute in einer Psychotherapie auch in Bezug auf diese Themen die Bereitschaft zum genauen Hinsehen, Hoffnung und Mitgefühl, Themen, die uns ständig in der Behandlung schwer traumatisierter Menschen angehen.

Erst allmählich gelang es, den Blick auf Opfer- wie TäterInnen-Nachkommen zugleich zu richten. Empirischen Mehrgenerationenstudien z. B. von Bar-On (1993) und Rosenthal (1997) fokussierten den Umgang in TäterInnenfamilien mit dem Holocaust im Vergleich zu den Opferfamilien. Und erst in den letzten etwa 15 Jahren wurde schließlich auch die Thematik der Kriegskinder stärker thematisiert, wie z. B. im Münchner Kriegskinderprojekt.

Die biografisch erworbenen Handlungs-, Interaktions- und Einstellungsmuster lassen sich sowohl auf der Opfer- wie auf TäterInnenseite aus dem familiengeschichtlichen Kontext heraus rekonstruieren. Es gilt heute, sehr differenziert und individuell hinzuschauen. Verallgemeinerungen geben Orientierung, werden aber dem einzelnen Menschen selten gerecht.

Ich komme zur Frage der Bedeutung der erwähnten Sachverhalte für Behandlungen (Reddemann 2015). In den Behandlungen von Opferkindern geht es teilweise um Themen, die in Behandlungen von „Täterkindern“ nicht auftauchen, andererseits sind die Themen teilweise sehr ähnlich, wenn nicht sogar identisch, was irritierend sein kann. Kinder von Opfern des NS-Regimes sind sich im Allgemeinen einer hohen Verpflichtung den Eltern und Großeltern gegenüber bewusst. Vielen fällt es schwer, die Eltern kritisch zu sehen, auch wenn diese oft als sehr belastend erlebt wurden und teilweise auch zu erheblichen Grausamkeiten in der Lage waren. Es sollte daher zunächst die Solidarität mit den Eltern gewürdigt und als Ressource benannt werden. Viele „Opferkinder“ sind stolz auf ihre Eltern, das ist auch eine Quelle der Kraft.

Manchmal braucht es viel Zeit, bis die PatientInnen bereit sind, ihre schwer belasteten Eltern zu entidealisieren und manchen mag es nicht gelingen, Lösungen zu finden, die uns sinnvoll erscheinen. Wir sollten die Lösungen der PatientInnen respektieren, nicht zuletzt, weil es *die* Lösung ja gar nicht gibt.

Schweigen in der Familie oder, im Gegenteil, sehr viel erzählt zu bekommen, hat die Kinder der Opfer oft sehr belastet. Viele scheinen in ihren Träumen die schrecklichen Erfahrungen der Eltern/Großeltern zu durchleben. Mir erscheint es sinnvoll, in sol-

chen Fällen dazu einzuladen, das, was zu den Vorfahren gehört, imaginativ zu trennen vom Eigenen. Z. B. können Gefäße imaginiert werden, in denen die Erinnerungen der Vorfahren aufbewahrt und Gedenkstätten dazu vorgestellt werden, die würdige Aufbewahrungsorte sind.

Wie in jeder Therapie, in der es um Erfahrungen geht, die die Therapeutin/der Therapeut nicht selbst kennen kann, ist es wichtig, nicht vorschnell zu deuten, sondern die PatientIn als ExpertIn ihrer ureigenen Erfahrungen zu würdigen. PatientInnen aus der „Kriegskindergeneration“ können in Therapien gefragt werden, ob sie sich von NS-Zeit und dem Krieg belastet fühlen, ob sie (einige) ihrer Beschwerden womöglich damit in Zusammenhang sehen. Ich habe erlebt, dass manche erstaunt und dann doch auch erleichtert sind, wenn Zusammenhänge hergestellt werden können. Es kann jedoch keine therapeutische Aufgabe sein, PatientInnen zu drängen, sich mit diesen Jahren und den historischen und gesellschaftlichen Verhältnissen auseinanderzusetzen, wenn sie es nicht wollen. Es ist wichtig, dass wir uns sicher sind, dass es uns gelingt, „auf der Seite der PatientIn“ zu sein und ihr Leiden anzuerkennen. In früheren Jahren ist es manchmal vorgekommen, dass TherapeutInnen die „moralische Keule schwangen“, wenn PatientInnen nicht die „politisch korrekte“ Ansicht vertreten haben. Das tun wir in anderen Kontexten auch nicht, sondern wir bemühen uns erst einmal zu verstehen. Ich behaupte aber nicht, dass das immer leicht ist! Nach und nach – so ist meine Erfahrung – werden Menschen mitfühlender, wenn man ihnen mit Mitgefühl begegnet.

Schuldgefühle können dahingehend untersucht werden, ob sie direkt etwas mit dem Leben der Patientin/des Patienten zu tun haben oder übernommen wurden. Hier scheint dann eine Klärung der tieferen Probleme angezeigt, wie z. B. Abwehr von Ohnmachtserleben. Das wird m. E. wenig gesehen: Ahnt oder erfährt ein Kind, dass sich seine Eltern schlecht oder gar verbrecherisch verhalten haben, erfährt es tiefe Ohnmacht.

Schamgefühle sind häufig so schmerzlich, dass sie nicht zur Sprache gebracht werden können. Hier kann behutsames Nachfragen hilfreich sein und, wenn die PatientInnen einverstanden sind, eine tiefergehende Auseinandersetzung mit diesem Thema.

Hier einige Empfehlungen zur Behandlung vom „Kriegskindern“ aus „Täterfamilien“:

1. Den Auftrag genau klären: Was möchte die Patientin /der Patient sich erarbeiten? Für manche genügt eine auf einige Belastungen fokussierte Behandlung, andere brauchen ein längerfristiges Vorgehen. Bei komplexen Belastungen über Jahre kann die Fokussierung auf einige wenige Belastungen sogar kontraproduktiv sein. Manche benötigen eine längerfristige Erfahrung in einer haltgebenden Beziehung, die neue Bindungserfahrungen ermöglicht.

2. Kompetenzen und Ressourcen sollten so bald als möglich erkundet und benannt werden, nicht zuletzt, damit die PatientIn ein Gegengewicht erfährt zu den schlimmen Dingen, die sie jahrzehntelang vermieden hat. Dabei ist
3. grade von jüngeren BehandlerInnen auch ein Respekt gegenüber den Lösungsmöglichkeiten der alten PatientInnen geboten, die vielleicht nicht den Vorstellungen des jüngeren Menschen entsprechen. Denken Sie daran, dass in den 40er, 50er Jahren „die Welt anders aussah“, und seien Sie neugierig, von dieser zu erfahren. Ich bin mir z. B. sehr sicher, dass Ältere und Hochbetagte einen ganz anderen Umgang mit Gefühlen erlernt haben als Jüngere. Ich empfehle dazu Jan Plampers Buch „Geschichte und Gefühl“ (2012).

Ohne eine endgültige Antwort zu haben, möchte ich die Frage stellen, ob es möglich ist, Verantwortung ohne Wenn und Aber zu übernehmen, solange man eigene schmerzliche Erfahrungen nicht erkannt und benannt hat. Ein wichtiger Aspekt zumindest in Bezug auf komplexe Traumatisierungen ist, dass viele Menschen viel Zeit brauchen, um sich für Verarbeitungsprozesse überhaupt öffnen zu können. In Deutschland scheint man sich kollektiv lange Zeit bewusst oder unbewusst darauf verständigt zu haben, manche Dinge zu sehen und viele andere nicht. Etwas, was auch aus individuellen Therapien gut bekannt ist. Ein wichtiger Grund, dass Trauern vermieden wird, ist Schamvermeidung, daher hier einige Bemerkungen auch dazu:

1. Scham ist eine mächtige Triebfeder zu schweigen, das heißt, schambesetzte Themen werden oft verschwiegen.
2. Scham löst sich nicht durch Vorwürfe auf, auch wenn sie berechtigt sein mögen.
3. Trauern können wiederum setzt voraus, dass die Stärke verfügbar ist, Traumata überhaupt ins Bewusstsein zu lassen. Dazu gehören äußere und innere Sicherheit und eine gewisse Bereitschaft, Scham- und Ekelaffekte zuzulassen.
4. Das wird oft nicht genügend gesehen, weil Neurosenkonzepte auf traumatische Erfahrungen angewandt werden. Traumatische Erfahrungen sind aber grundsätzlich etwas anderes als neurotisch-konfliktvolle, weil es hierbei um eine Bedrohung an Leib und Leben sowie Todesangst und sich daraus ergebende Schutzmechanismen geht. Einer der wichtigsten diesbezüglichen Schutzmechanismen ist Dissoziation, ein unbewusstes Auseinanderhalten seelischer Inhalte, sodass häufig traumatische Erinnerungen und alles, was damit verbunden ist, nicht mehr oder nicht vollständig zugänglich sind.
5. Um sich Erinnern erlauben zu können, braucht es ein gewisses Maß an äußerer und innerer Sicherheit. Erich Fried sagt dazu:

„Erkenntnis ist Liebe
 ... der Anfang des Kammers
 und der Anfang der Freude
 ... der Anfang des Irrtums
 und der Anfang der Wahrheit
 ein Schnitt und sein Schmerz
 und die Suche nach seiner Heilung“⁵

Tragisch ist, dass die Kriegskindergeneration ihre Verunsicherungen teilweise an ihre Kinder, die heute sogenannten Kriegsenkel weitergegeben hat. So viel sei gesagt, die Kinder der Kriegskinder fühlen sich meist sehr verantwortlich für ihre Eltern, oft zu verantwortlich. Als Kinder haben sie bemerkt, wie ängstlich und hilflos diese Eltern waren, und übernahmen schon sehr früh mehr Verantwortung als ihnen gut tat. So kann es ein wichtiges Thema in deren Psychotherapie sein, hier u. a. über Autonomie-wünsche nachzudenken und PatientInnen gegebenenfalls dazu zu ermutigen.

Zum Schluss einige Gedanken zu unserer aktuellen Problematik mit Menschen, die jetzt Schutz suchend zu uns kommen. Vielleicht ist vielen nicht bewusst, dass sich hier etwas wiederholt, das nach dem 2. Weltkrieg zu beobachten war, und dass es zum Glück auch neue Phänomene gibt wie die Willkommenskultur. Diese gab es nach dem 2. Weltkrieg für die über 12 Millionen Flüchtlinge aus ostdeutschen Gebieten von Seiten der West-Deutschen nämlich so gut wie nicht.

Stellen Sie sich bitte einen Moment das Folgende vor: Sie sind gezwungen, ihre Heimat kriegsbedingt zu verlassen. Sie können nur mitnehmen, was Sie auf dem Leib tragen; nach langer, beschwerlicher und teils lebensbedrohlicher Flucht kommen Sie in einem anderen Teil Ihres Landes an. Dort hoffen Sie, wieder ein Zuhause zu finden, denn dort leben Verwandte, Freunde, zumindest aber Menschen, die Ihre Sprache sprechen und die ihre Heimat nicht verloren haben. Sie hoffen, freundlich und verständnisvoll aufgenommen zu werden und Mitgefühl und Gastrecht zu erfahren. Doch weit gefehlt. Man begegnet Ihnen mit großem Misstrauen, man lässt sie spüren, dass Sie unerwünscht sind, dass man in Ihnen einen minderwertigen Menschen sieht, der womöglich zu Recht seine Heimat verloren hat. Wie würden Sie sich fühlen, wenn Ihnen solches widerfahren würde, wenn Sie erleben müssten, dass Jahr um Jahr sich nichts ändert und sogar Ihre Kinder, die bereits dort geboren werden, wo Sie versuchen, eine neue Heimat zu finden, immer noch als Fremde, als Unerwünschte, Minderwertige behandelt werden? Welche Wege würden Sie beschreiten, um mit dem, was sie durchgemacht haben, fertig zu werden?

Und wie würden Sie sich fühlen, wenn schließlich Ihre Kinder von Ihnen Genaueres wissen wollten? Würden Sie schweigen wollen und meinen, man solle um Himmels-

5) Das hier in Auszügen wiedergegebene Gedicht findet sich als Ganzes in: Erich Fried (1993), S. 353

wollen diese alten Geschichten in Ruhe lassen, oder erleichtert beginnen, über das lange Unterdrückte zu sprechen?

Dieses und Ähnliches ist hierzulande Millionen von Menschen widerfahren und vieles spricht dafür, dass das immer noch nachwirkt, vor allem auch transgenerational. Und wenn Sie dies lesen, entdecken Sie vielleicht Parallelen zu den Geschichten der heutigen Flüchtlinge. Was mag geschehen bei dieser Konfrontation, wenn man voller Wut über die damals erlebten Ungerechtigkeiten ist? Ist man dann offen für das Leiden der Fremden?

Und noch etwas: Vielleicht ist vielen nicht bewusst, dass obwohl Deutsche in West und Ost die gleiche Sprache zu sprechen schienen, sie, da sie wie aus verschiedenen Welten kamen, verschiedene Sprachen hatten! Zumindest verschiedene Dialekte. Ich kann mich gut erinnern, wie seltsam mich die Sprache von Schlesiern und Menschen aus Ostpreußen anmuteten, als ich ein kleines Kind war. Und viele Worte waren für mich unverständlich, so blieben die Menschen in gewisser Weise auch deshalb fremd.

Ich will jetzt einige Fakten andeuten, die ich vor allem dem Buch „Kalte Heimat“ des Historikers Andreas Kossert (2009) verdanke. Ab 1947 setzte sich der Begriff „Vertriebene“ durch, weil die amerikanische Besatzungsmacht ihn anordnete. Der Begriff sollte zum Ausdruck bringen, dass keine Hoffnung auf Rückkehr in die alte Heimat bestand (Kossert, S. 10). Behandelt wurden die Vertriebenen aber oft so, wie es in einer modernen Definition des Begriffs heißt, nämlich dass Vertriebene diejenigen seien, die von einem anderen Gemeinwesen nicht eingebürgert werden (Benhabib 2008, S. 61). Im Klartext heißt das, de jure waren die Vertriebenen eingebürgert, da Deutsche, de facto waren sie es über lange Zeit nicht. Sie waren weitgehend unerwünscht.

Als PsychotherapeutIn findet man Menschen mit einer individuellen Flucht- oder Vertreibungsgeschichte bzw. zunehmend deren Kinder und sogar Enkel in jeder psychosomatischen Klinik und psychotherapeutischen Praxis, aber jederzeit auch im privaten Umfeld. Wir brauchen nur zu fragen, wo die Eltern unserer Freunde und Personen der Öffentlichkeit herkommen.

In einer Gruppe von KollegInnen, geboren zwischen 1950 und 1970, waren vier von sechs TeilnehmerInnen Kinder von Vertriebenen mit schrecklichen Erfahrungen. Sogar wenn diese Kinder weit nach dem Krieg geboren wurden, wurde all das Entsetzten, all die Furcht der Eltern weitergegeben. Und deren Zorn! Und häufig eben die Identitätsunsicherheit, wo gehöre ich hin?

Mir erscheint bemerkenswert, dass dieses Weitergegebene häufig erst in den mittleren Jahren beginnt bewusst zu werden, zumindest bei den Menschen, mit denen ich arbeite. Zur Sprache kommen Themen, wie Flucht, Schrecken, Schutzbedürfnis, Alp-

träume, Ängste, Hilflosigkeit, Todesangst, Tod, Kontrollverlust, Scham- und Schuldgefühle. Sowie Fragen nach der Bedeutung der Erfahrungen.

Ich nehme an, dass diese Themen alle Menschen betreffen, die ihre Heimat unter Gewaltbedingungen verloren haben. Also gelten sie auch für all diejenigen, die jetzt aus anderen Ländern zu uns kommen und unseres Verständnisses bedürften.

Es erschüttert mich, mir klar zu machen, dass die Integration der deutschen Vertriebenen eine endlose Geschichte ist, in der es um den Traum von „alles wird gut“ ging, der sich aber keineswegs erfüllt haben musste. Ich musste auch zur Kenntnis nehmen, dass ein Teil der Probleme, die wir heute noch haben, nicht mit posttraumatischen Belastungsstörungen zusammenhängt und auch nicht nur mit sekundärer Traumatisierung der Kriegsenkel, sondern mit realer sozialer Benachteiligung, die z. T. bis heute besteht. Jedenfalls war ein nicht geringer Teil derer, auf deren Hartherzigkeit und Gnadenlosigkeit die Vertriebenen trafen, vom Krieg mehr verschont geblieben als die Vertriebenen. Ihre Geschichte ist auch eine von kalten Herzen und von der Unbarmherzigkeit derer, die nicht bereit waren zu teilen, nicht die Schuld, die man gerne den Vertriebenen zuschob, und nicht die Güter, über die man verfügte und die die meisten Westdeutschen verteidigten, als gehe es dabei um Leben und Tod. Es muss allerdings auch gesagt werden, dass die im Westen ansässige Bevölkerung zu erheblichen Opfern gezwungen wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg forderten alle tragenden Kräfte, vor allem die Vertriebenen und die sich geschädigt fühlenden Einheimischen, einen Ausgleich der erlittenen Verluste. Erst das Lastenausgleichsgesetz von 1952, das in den folgenden Jahrzehnten laufend ergänzt und erweitert wurde, brachte eine dauerhafte Lösung. Dieses Gesetz ist etwas Erstaunliches, denn es zeigt, dass Solidarität möglich ist sowie Bemühungen um Gerechtigkeit.

Schon im Mai 2011 war im Kölner Stadtanzeiger unter der Überschrift „Mehr Mitgefühl für Flüchtlinge“ zu lesen, dass die ehemalige Verfassungs- und Europarichterin Renate Jaeger fordere, dass wir „mehr“ Empathie für Flüchtlinge – auch für Menschen, die nicht aus politischen Gründen ihre Heimat verlassen haben, aufbringen sollen. Frau Jaeger erzählte bei der Gelegenheit: „Wir sind nach dem Krieg aus Thüringen geflohen, als das Land dem russischen Sektor zugeschlagen wurde ... wir fuhren im Viehwaggon und lebten im Lager, ich kenne das alles – auch die feindlich gesinnte neue Umgebung“. Die heutige Juristin war damals vier Jahre alt. „Wir hatten Hunger und nur überlebt, weil meine Mutter Lebensmittel gestohlen hat und ich gebettelt habe.“ Dieser Bericht sollte zu denken geben! Es gibt viele dieser Art, die ich über die Jahre gehört habe.

Es geht mir jetzt hier um die Frage, wie die Erfahrungen der Vertriebenen in Deutschland nach 1945, wie z. B. Frau Jaeger, sich unbewusst bis heute auswirken, z. B. in

Fremdenfeindlichkeit – aber auch, dies sei hier ausdrücklich nochmal hervorgehoben – in Fremdenfreundlichkeit; und wir können uns fragen, was die Tatsache, dass 12 Millionen deutsche Menschen MigrantInnen waren, für uns Heutige noch immer – vielleicht vor allem unbewusst – bedeuten kann. Jedenfalls möchte ich das unter der Überschrift Umgang mit Flüchtlingen weitergeben. So manches, was einen empören könnte, wird vielleicht verständlicher.

Wie so oft, wird die Gegenwart erst durch das Verstehen der Vergangenheit verständlicher. Das hat für mich etwas Befreiendes.

Literatur

- Arendt H (1989) Was heißt persönliche Verantwortung unter einer Diktatur? In: Arendt H. Nach Auschwitz. Essays und Kommentare 1, Edition TIAMAT, Berlin, S. 81-97
- Bar-On D (1993) Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern. Campus, Frankfurt/M
- Benhabib S (2008) Die Rechte der Anderen: Ausländer, Migranten, Bürger. Suhrkamp, Frankfurt/M
- Brendler K (1997) Die NS-Geschichte als Sozialisationsfaktor und Identitätsballast der Enkelgeneration. In: Bar-On D, Brendler K, Hare AP (Hg) „Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln“. Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust. Campus, Frankfurt/M, S. 53-104
- Coleman PG (1986) Aging and reminiscence processes: social and clinical implications. Wiley, NewYork
- Eichborn V v (2010) Sexuelle Gewalterfahrung – die Kraft der Betroffenen. Posttraumatisches Wachstum und biografische Bildungsprozesse. Tectum, Marburg
- Ermann M (2010) Verdeckte Spuren deutscher Geschichte. Kriegskinder und ihre Kinder – ein ungewolltes Erbe. Forum der Psychoanalyse 26: 325-334
- Ermann M, Müller C (2006) Not und Notwendigkeit des Erinnerens – Kann und soll man die Kriegskindheit nach 60 Jahren noch erforschen? In: Janus L (Hg) Geboren im Krieg: Kindheitserfahrungen im 2. Weltkrieg und ihre Auswirkungen. Psychosozial-Verlag, Gießen, S. 61-68
- Franz M (2006) Die biografische Langzeitwirkung kriegsbedingter Vaterlosigkeit – Befunde aus der Mannheimer Kohortenstudie. In: Janus L (Hg) Geboren im Krieg. Kindheitserfahrungen im 2. Weltkrieg und ihre Auswirkungen. Psychosozial-Verlag, Gießen, S. 69-84
- Fried E (1993) Gesammelte Werke. Bd. 1. Wagenbach, Berlin
- Haderlap M (2011) Engel des Vergessens. Wallstein, Göttingen
- Hilberg R (1994) Unerbetene Erinnerungen. Der Weg eines Holocaustforschers. Fischer, Frankfurt/M
- Kossert A (2009) Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. Pantheon Verlag, München
- Leonhard N (2002) Politik- und Geschichtsbewusstsein im Wandel. Die politische Bedeutung der nationalsozialistischen Vergangenheit im Verlauf von drei Generationen in Ost- und Westdeutschland. Lit, Münster
- Mann H (1995) Der Untertan. S. Fischer, Frankfurt/M. (Orig. 1918, Kurt Wolff Verlag)
- Montada L, Lerner, MJ (1998) Responses to victimization and belief in a just world. Plenum Press, New York
- Moritz KP (2006) Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Insel, Frankfurt/M. (Orig. 1785-1790)
- Müller-Hohagen J (2005) Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung. Kösel, München (Orig. 1988)
- Plamper J (2012) Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte. Siedler, München
- Radebold H (2015) Spurensuche eines Kriegskindes. Klett-Cotta, Stuttgart
- Reddemann L (2015) Kriegskinder und Kriegsenkel in der Psychotherapie. Klett-Cotta, Stuttgart
- Reddemann L, Gahleitner S (2016) Transgenerationale Weitergabe und späte Folgen von Trauma – eine vernachlässigte Dimension in der Psychotherapie. Psychotherapie Forum. DOI 10.1007/s00729-016-0080-9
- Rosenthal G (1997) Der Holocaust in Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoa und von Nazi-Tätern. Psychosozial Verlag, Gießen
- Senfft A (2007) Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte. Claassen, Berlin
- Senfft A (2016) Der lange Schatten der Täter. Nachkommen stellen sich ihrer NS-Familiengeschichte. Piper, München
- Völter B (2008) Generationsforschung und „transgenerationale Weitergabe“ aus biographischer Sicht. In: Radebold H, Bohleber W, Zinnecker J (Hg) Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Juventa, Weinheim, S. 95-106

Prof. Dr. Luise Reddemann
e-mail: L.Reddemann@t-online.de